

Evangelische Paulusgemeinde Zehlendorf

Predigt am 9. November 2008 über 1. Johannes 3, 18

Pfarrer Andreas Schiel

Liebe Gemeinde, wie kann man die Taufe der kleinen Sophie, dieses schöne Ereignis, zusammenbringen mit der Erinnerung an den 9. November 1938, dieses furchtbare Ereignis? Geht das überhaupt? Ich habe am Anfang des Gottesdienstes gesagt, der Taufspruch von Sophie aus dem 1. Brief des Apostels Johannes kann eine Verbindung darstellen. Ich lese ihn noch einmal vor: *„Lasst uns nicht lieben mit Worten noch mit der Zunge, sondern mit der Tat und mit der Wahrheit.“*

„Ich bin immer für dich da,“ verspricht uns ein Freund, „du brauchst nur anzurufen und ich komme und helfe dir!“ Aber dann müssen Sie umziehen oder brauchen unbedingt einen Menschen, der Ihnen zuhört, weil Sie traurig sind und nicht mehr weiter wissen. „Heute passt es leider ganz schlecht. Ein andermal gern,“ heißt es plötzlich von dem Freund, der doch hoch und heilig versprochen hatte, für uns da zu sein. Es waren leider nur Worte, leere Versprechungen.

„Worte, denen keine Taten folgen, sind hohl“, so ähnlich haben Sie, lieber Herr Marquardt, bei unserem Taufgespräch gesagt. Das stimmt. Wir alle kennen Redewendungen wie, „der macht schöne Worte, aber das ist doch alles nur hohles Gerede“. Andererseits haben auch solche „hohlen Worte“ ihre Wirkung: Sie können enttäuschen wie in dem genannten Beispiel, wo sie Erwartungen wecken, die sie nicht einhalten. Wünschen wir Sophie, dass ihr solche Erfahrung erspart bleibt. Dass ihr stattdessen Menschen zur Seite stehen, die Worten auch Taten folgen lassen. Für die besonders das Wort „Liebe“ nicht nur ein Wort bleibt, sondern die Sophie wirklich mit Herz und Hand lieben.

Es ist schlimm, wenn mit Worten Liebe gepredigt wird, die Taten aber eine ganz andere „Sprache“ sprechen, die ausgrenzen, verletzen, gar das Lebensrecht absprechen. Deshalb gilt für den 1. Johannesbrief, Worte und Taten sollen beide das Gleiche „sagen“, sollen Liebe in Wort und Tat vermitteln. Das ist uns Christen aufgetragen: in Wort und Tat zu lieben; denn *„Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm,“* so fasst er Gottes Wesen und unser Verhalten auf der Erde zusammen. Nur wenn beides übereinstimmt, dann ist auch die Wahrheit mit im Spiel, die Wahrhaftigkeit, mit der wir unser Leben führen sollen.

Deshalb kann ich nicht davon reden, dass ich Gott liebe, wenn ich gleichzeitig lieblos zu meinem Mitmenschen bin. Oder wie es im 1. Johannesbrief heißt: *„Wenn jemand spricht, ich liebe Gott, und hasst seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht?“* Die Liebe zu Gott - und darin zeigt sich doch mein Glaube! - muss sich in meinem Verhalten zum Bruder, zur Schwester in der Gemeinde

zeigen, sonst bleibt sie leer, „hohl“. Deshalb der Appell: *„Lasst uns nicht lieben mit Worten sondern mit der Tat und mit der Wahrheit.“*

Worte können verletzen, sie können ausgrenzen, ändern den Glauben, ja sogar das Recht zum Leben absprechen. Und wenn Taten dazu kommen, dann wird das Leben zur Hölle. Der 9. November 1938 war solch ein Tag, an dem aus Worten Taten wurden. Aber er war nicht der erste. Und wer behauptet, man habe „das mit den Juden“ nicht vorhersehen können, der zeigt nur seine Naivität oder wie sehr er der Nazi-Propaganda aufgesessen ist. Wer *„Ohren hatte zu hören und Augen zu sehen“*, konnte schon ab dem 1. April 1933, als zum Boykott jüdischer Geschäfte aufgerufen wurde, erkennen, was kommen würde.

Trotzdem bedeutet der 9. November 1938 mit der Zerstörung der Synagogen einen Wendepunkt. Spätestens jetzt musste allen Menschen klar werden, dass es sich hier um den Beginn der Vernichtung jüdischen Lebens in Deutschland ging. Doch obwohl Gotteshäuser in Flammen aufgingen, blieben die Kirchen mit wenigen rühmlichen Ausnahmen still. Eine Ausnahme will ich zitieren. So predigte Helmut Gollwitzer am Bußtag, dem 16. November 1938, in der Gemeinde Dahlem wenige Kilometer von hier entfernt:

„Was muten wir Gott zu, wenn wir jetzt zu ihm kommen und singen und die Bibel lesen, beten, predigen, unsere Sünden bekennen, so, als sei damit zu rechnen, dass Er noch da ist und nicht nur ein leerer Religionsbetrieb abläuft! Ekeln muss es ihn doch vor unserer Dreistigkeit und Vermessenheit. Warum schweigen wir nicht wenigstens? Ja, es wäre vielleicht das Richtige, wir säßen heute hier nur schweigend eine Stunde lang zusammen, wir würden nicht singen, nicht beten, nicht reden, nur uns schweigend darauf vorbereiten, dass wir dann, wenn die Strafen Gottes, in denen wir ja schon mitten drin stecken, offenbar und sichtbar werden, nicht schreiend und hadernd herumlaufen: wie kann Gott so etwas zulassen? – ach wie viele von uns werden's dann ja tun und in ihrer Blindheit keinen Zusammenhang sehen zwischen dem, was Gott zulässt, und dem, was wir getan und zugelassen haben. Wir sollten uns vorbereiten darauf, dass wir dann ja sagen zu dem, was kommt: „Ach Herr, unsere Missetaten haben's ja verdient.“ ... Genug Anzeichen sagen es uns, dass die Fronten sich nicht gegenüberstehen, wie schuldig und unschuldig, wie schwarz und weiß, sondern dass wir mit verhaftet sind in die große Schuld, dass wir mit schamrot werden müssen und mit gemeinsamer Schande behaftet sind. Es steckt ja in uns allen; dass man erleben kann, wie biedere Menschen sich auf einmal in grausame Bestien verwandeln, ist ein Hinweis auf das, was mehr oder weniger verborgen in uns allen steckt. Wir sind auch alle daran beteiligt, der eine durch die Feigheit, der andere durch die Bequemlichkeit, die allem aus dem Wege geht, durch das Vorübergehen, das Schweigen, das Augenzumachen, durch die Trägheit des Herzens, die auf die Not erst dann aufmerksam wird, wenn sie offen zu sehen ist, durch die verfluchte

Vorsicht, die sich durch jeden schiefen Blick und jeden drohenden Nachteil von jedem guten Werk abbringen lässt, durch die törichte Hoffnung, es werde sich schließlich doch alles noch von selbst zum guten entwickeln, ohne dass man sich mutig dafür einsetzt. In alle dem werden wir als mitschuldig offenbar, als Menschen, die ihr eigenes Leben und sich selbst lieb haben und die für Gott und den Nächsten gerade noch so viel Liebe übrig haben, als man ohne Mühe und Belästigung abgeben kann ...

Was sollen wir denn tun? Zur Antwort rückt dir der Täufer Johannes im Augenblick der Vergebung deinen Nächsten vor die Augen. Die Unbußfertigkeit zerbricht die Brücke von dir zum Nächsten. Die Buße baut diese Brücke wieder neu. Dieser Nächste zeichnet sich durch nichts aus, was man sonst auf Erden braucht, um Hilfe zu bekommen; es ist nicht gesagt, dass er ihrer würdig ist; es ist nicht gesagt, dass zwischen ihm und dir sonst noch eine Verbindung besteht, eine Gemeinschaft der Rasse, des Volkes, der Interessen, des Standes, der Sympathie. Er kann nur das Eine aufweisen, und das eben macht ihn zum Nächsten: er hat nicht, was du hast. Du hast zwei Röcke, er hat keinen, - du hast etwas zu essen, er hat nichts mehr, - du hast Schutz, er ist schutzlos, - du hast Ehre, ihm ist sie genommen, - du hast Familie und Freundschaft, er ist vereinsamt, - du hast noch etwas Geld, er hat keins mehr, - du hast ein Dach überm Kopf, er ist obdachlos. Außerdem ist er dir noch ganz preisgegeben, deiner eigennützigen Gewinnsucht ... und deinem Machtgefühl ...

Nun wartet draußen unser Nächster, Not leidend, schutzlos, ehrlos, hungernd, gejagt, und umgetrieben von der Angst um seine nackte Existenz, er wartet darauf, ob heute die christliche Gemeinde wirklich einen Bußtag begangen hat. Jesus Christus wartet darauf!

Soweit Helmut Gollwitzer. Und damit ist alles gesagt; denn er hat sich von dem Wort aus dem 1. Johannesbrief angesprochen gefühlt und gewusst: Ich bin gemeint und ich muss darauf antworten - jetzt in dieser Situation. Gebe Gott, dass wir uns auch so ansprechen lassen wie Helmut Gollwitzer und andere mutige Menschen damals! Aber dazu ruft uns Sophies Taufspruch auf: „*Lasst uns nicht lieben mit Worten, sondern mit der Tat und mit der Wahrheit.*“ Amen.